

und Handeln auf Gott als seinen Vater ausgerichtet ist. Zugleich tastet er sich mit manchen Aussagen aber an eine neue, so zuvor nicht im Blick befindliche Grenze heran, wenn er die unmittelbare Bezogenheit zwischen Gott und Jesus hervorhebt – eine Bezogenheit, die *gegenseitig* ist. Sätze wie „Ich und der Vater: Eins sind wir“ (Joh 10,30) gehören in diesen Bereich. Diese Variationsbreite des Sprechens von Vater und Sohn *und* einer Vorstellung von der umfassenden Gottestransparenz Jesu prägen das christologische Denken dieser Schrift.

Aber der Evangelist geht noch darüber hinaus. In der für ihn typischen Strategie der Inklusion rahmt er seine Schrift mit zwei Aussagen, die mehr als missverständlich sind. Den sein Evangelium eröffnenden Prolog beschließt der Verfasser mit den provokanten Sätzen: „Gott hat niemand jemals gesehen. Der einziggeborene *Gott*, der an der Brust des Vaters ruht – dieser hat ihn [Gott] ausgelegt.“ (Joh 1,18). In höchstem Maße gilt dies für den zweiten Teil der angesprochenen Klammer um das Evangelium im letzten Kapitel der Schrift. Die Thomaserzählung in Joh 20 mündet in ein umfassendes Bekenntnis dieses Jüngers gegenüber dem Auferstandenen, welches die theologisch ausgereifteste Aussage zur Gotteswirklichkeit im Neuen Testament enthält. „Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20, 29). Der Kyrios-Titel (in aller oben schon angedeuteten ambivalenten Bedeutungsfülle) wird mit der ausdrücklichen Gottesbezeichnung verbunden und überdies mittels des Personalpronomens an die sprechende Person herangeführt. Das bedeutet: Jesus Christus hat am Gott-Sein Gottes Anteil.

Das neutestamentliche Sprechen über Gott ist damit an einen kontroversiellen Punkt gekommen. Erst die großen Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts werden hier einen neuen Schritt setzen können: Streng genommen sind auch die dort definierten Formeln Ausdruck einer Verheutigung, einer wahrgenommenen Notwendigkeit des *Aggiornamento*. Buchstabieren wir diese Formeln heute einfach nach, ohne sie weiter zu denken und ohne sie allenfalls in ein neues sprachliches Gewand zu kleiden, so betreiben wir eine Vergestrigung.

## Markus Bittner

### Ein Leben für die Bildung

Zuletzt lag er schon, aber er signierte mir trotzdem das Buch, das er über die Geschichte der Pfarre Floridsdorf geschrieben hatte. Das war vor einem Jahr. Aber bis wenige Monate davor hatte er es nicht aufgegeben, sich in der Bildungsarbeit zu engagieren. 40 Jahre war er Vorsitzender des Katholischen Bildungswerkes in Wien gewesen, sein Leben reichte aus der Zeit Kardinal Königs und Otto Mauers in die Gegenwart. Ein letzter Zeuge einer kraftvollen katholischen Präsenz in der Öffentlichkeit ist gegangen.

Markus Bittner, Jahrgang 1920, wurde in Russland schwer verwundet. Noch im Krieg studierte er Deutsch und Geschichte, bis 1966 unterrichtete er im 2. Wiener Bezirk und wurde dann Direktor des Realgymnasiums in der Franklinstraße in Floridsdorf. Der Wiener Bezirk nördlich der Donau wurde seine Heimat auch als er ÖVP-Gemeinderat war und schließlich über 20 Jahre bis 1986 als Vizepräsident des Wiener Stadtschulrates amtierte.

Sein kirchliches Engagement spannte sich vom „geheimen Diözesanführer“ in der Nazizeit über die Rolle als Österreich-Chef der Katholischen Studierenden Jugend bis zum Mentor des Bildungswerkes. Er war ein überzeugter Vertreter der Wende, die das Konzil in Gang gesetzt hatte, und er arbeitete im Präsidium der Wiener Diözesansynode an dessen Umsetzung.

Diese Aufgabe ließ ihn bis zuletzt nicht los. Schon hatte er, weit über 80 Jahre alt, alle Ämter und Funktionen niedergelegt, da gelang es ihm immer noch mit seinem Projekt „Männer am Vormittag“ monatlich 40 bis 50 Männer im Floridsdorfer Pfarrsaal zu versammeln. Bittners unbedingte Treue zur Kirche ließ ihn offene Worte gegen den Rückzug vom Konzil finden. Die Verbindung von Treue und Kritik entsprach seiner Vision vom Ziel christlicher Bildung – die selbstständig denkende, urteilsfähige Persönlichkeit.

pp.



Markus Bittner  
1920–2009